

Berta Schweighofer, Sonnberg 15, Bezirk Kaplitz.

Als wir aus dem Vaterhaus vertrieben wurden!

Der Krieg war beendet und wir glaubten, das Schlimmste überstanden zu haben. Aber da hatten wir uns gründlich getäuscht. Welch Unglaubliches, ja Unfassbares sich damals zugetragen hat, möchte ich nun schildern.

Nach den Russen, die gegen Kriegsende nach Sonnberg kamen - mit den bekannten Schrecken, die sie verbreitet haben – zogen ins Sperker Wirtshaus tschechische Partisanen ein und machten sich dort breit.

Partisanen:

Wörterklärung: Definition aus dem Duden: Jemand, der nicht als regulärer Soldat, sondern als Angehöriger bewaffneter, aus dem Hinterhalt operierender Gruppe kämpft....

Diese Partisanen im Sudetenland waren hauptsächlich junge, jugendlicher Verbrecher, die die für die Deutschen gesetzerlösenden Zustände der Nachkriegszeit ausnützten, um sich an wehrlosen Menschen abzureagieren. Die echten Partisanen, die mit der Roten Armee gekämpft hatten, waren daran meist nicht beteiligt.

Was den plündernden Russen nicht in die Hände gefallen war, musste jetzt den Partisanen abgegeben werden: Radios, Schreibmaschinen, Fotoapparate und Fahrräder.

Wir sollten also vom Weltgeschehen nichts erfahren, sollten nichts in Bildern festhalten können und sollten keine Möglichkeit haben, uns zu entfernen.

Wochen vor Kriegsende hatten wir allerdings, mit einer Vorahnung was da kommen mag, die besten Stücke an Hausrat, Kleidung und dergleichen, sowie allen entbehrlichen Überschuss gut versteckt, vergraben, vermauert.

Die tschechischen Partisanen, die nun unser Dorf durchstreiften, nahmen mit, was ihnen gefiel und informierten sich über Parteimitgliedschaften und Funktionärstätigkeiten der Ortsbewohner. Sie verbreiteten ganz nach Belieben Horror und Schrecken im Dorf. Eines Tages zwangen sie alle männlichen Bewohner, sich auf dem Dorfplatz aufzustellen. Auf die schrill tönende Frage „Wer gewesen bei Partei?“ war mein Vater, der „Steffl“, keine Antwort schuldig. Aufgrund seiner Tätigkeit als Mesner war er schon beizeiten von der Partei ausgeschlossen worden. Jene aber, deren Mitgliedschaft oder Funktionärstätigkeit bekannt waren, wurden entweder gleich ins KZ gebracht oder im Schulgebäude gequält und misshandelt. Wir hörten die Gequälten zuerst schreien, dann brüllen, zuletzt war Stille. Auch für aufgegriffene Heimkehrer war die Schule ein Ort der Qualen. Viele von ihnen wurden auch gleich erschossen.

Wir Deutschböhmern bekamen eine Armbinde, auf der ein „N“ vermerkt war. (N=Njemec=Deutscher): Diese musste ständig getragen werden.

Vor 7 Uhr morgens und nach 7 Uhr abends durfte sich niemand heraußen blicken lassen, das Sprechen untereinander war verboten. (Standrecht verhängt). Außerdem musste jeder einen Ausweis bei sich tragen, der auf Verlangen den Partisanen gezeigt werden musste. Wenn ich auf das Feld fuhr und an ihrem Büro, das sie in der Schule eingerichtet hatten, vorbeikam, musste ich mein Ochsespann anhalten und meinen Ausweis vorzeigen. In unserem Auszughaus, das vorher unbewohnt war, hatte sich der tschechische Kommissar eingenistet, er war Vater gut gesonnen!!!

Manchmal sickerte die unglaubliche Botschaft durch, dass alle „Deutschen“ vertrieben würden. Doch niemand glaubte im Ernst daran, man meinte, dass die Tschechen alles ausplündern würden. Dass sie aber ein Volk, mit dem sie sehr lange Zeit hindurch mitsammen in einem Land gelebt hatten, daraus grundlos verstoßen könnten, das hielt niemand für möglich.

Ab August 1945 kamen aber schon fremde Tschechen ins Dorf, begutachteten und durchwühlten die Häuser, nahmen mit, was ihnen gefiel. Sie entschieden sich für ein Haus, stellten ein Gesuch an eine Behörde in Prag und bekamen es zugesprochen.

Der Kommissar in unserem Ausgedingehaus hatte scheinbar auch die Vertreibung der Sonnberger zu organisieren und er gab Vater zu verstehen, was bevorstünde. Er gab ihm den Hinweis, ein großes Treffen der Partisanen zu nützen, um ein paar Habseligkeiten über die Grenze nach Niederösterreich zu schaffen. Als sich dann die Partisanen von Sonnberg bei ihrem großen Fest in einer nahen Stadt befanden, gab der Kommissar grünes Licht. Vater und einige mutige Sonnberger Bauern machten sich auf, um mit Ochsen und vollbeladenen Wagen über die Grenze zu fahren, um so einige Habseligkeiten hinüberzuretten und sie Bekannten und Verwandten jenseits der Grenze anzuvertrauen. Die meisten blieben gleich im grenznahen niederösterreichischen Phyrabruck.

Vater kam aber zu Fuß wieder zu uns zurück. Die Partisanen hatten wohl ihre Zweifel an seiner Aussage, dass er beim Arzt war, sie ließen ihn aber ungeschoren.

Nach ca. 14 Tagen, am 29. August 1945, wurde das Leben auf unserem Haus, dem Stefflhof, durchschnitten, Haus und Hof selber von ihrem Urband getrennt. Was Generationen fleißiger Hände aufgebaut, weitergegeben hatten, wurde einfach entrissen, wir von unserer Scholle getrennt. Die neuen Besitzer kamen wie Räuber, nur mussten sie nicht Hand anlegen, das hatte schon ihr Staat für die besorgt. Vor unserem Hoftor hielt ein klappriger Pferdewagen, auf dem sich fünf Erwachsene und ein Kind befanden. Ihre einzige aufgeladene Habe waren eine alte Truhe und ein paar Gänse. Begleitet wurde dieser

seltsame Zug von Partisanen und dem „Neuen Bürgermeister“ von Sonnberg, ein Bewohner aus einer deutsch-tschechischen Familie. Wir mussten aus unserem Haus herauskommen und der Bürgermeister erklärte Vater, dass unser Hof nun diesen Tschechen gehörte und wir hier nichts mehr zu suchen hätten. Wie versteinert standen wir da. Obwohl wir durch den Kommissar wussten, was da kommen würde, konnten wir nichts fassen, nichts begreifen. In unser Haus durften wir nur mehr kurz hinein, die Reste vom Mittagessen nahmen wir schnell zu uns. Wohin mit uns?

Zwischen Hof und Auszughaus befand sich ein kleines Zimmer, das Stubenkammerl, dass etwas versteckt lag. Dorthin zogen wir uns ängstlich zurück. Auf dem gesamten Bauernhof nahmen die Vertreiber nun unsere Plätze ein. „Was wird uns bevorstehen?“ war die quälende Frage. Vom Nachbardorf, an dem die Vertreibung schon vollzogen war, wussten wir, dass sie die rechtmäßige Bevölkerung ins Innertschechische zur Zwangsarbeit geschafft hatten, um verschiedenste Sklavenarbeit zu leisten. Soweit wollte es aber Vater, zur damaligen Zeit 58 Jahre alt, nicht kommen lassen. Wie er es in den paar Stunden bis zum Abend schafft, einen österreichischen Financier aufzusuchen, der ihm versprach, uns bei unserer Flucht über die Grenze nach Niederösterreich zu unterstützen, weiß ich nicht.

Am Abend suchten wir noch unseren Herrn Pfarrer auf, der Pfarrhof war gleich gegenüber. Wir weihten Pfarrer Reichenauer in unser Vorhaben ein und erbaten von ihm den Reisesegen. An ein Schlafen in unserer Kammer war nicht zu denken. Außerdem befand sich auch darin kein Bett. Obwohl wir kaum einen Bissen hinunterwürgen konnten, ermahnte uns Vater: „Eßts, das mas aushaltn.“ Wir nahmen ein paar Bissen von unserem geretteten Mittagessen. Um vier Uhr in der Früh gingen wir leise fort von daheim.

Am Dorfe sagte Vater zu mir und Leni: „Schaut euch noch einmal um. Ob wir jemals wieder heimkommen werden?“

Auf Feldwegen gingen wir, in einem seelischen Zustand, den man nicht in Worte fassen kann, Richtung Wienau. Dort erwartete uns, wie Vater es abgesprochen hatte, der österreichische Financier. Ihn hatte er vorher schon gut bezahlt. Mit ihm gingen wir nun eine beträchtliche Strecke bis zur Grenze. Davor angekommen, ging unser Helfer ins Zollhaus Pyhrbruck und lenkte in einem Gespräch die tschechischen Zöllner ab, sodass wir passieren konnten. Auf Geheiß des Finanzers schlugen wir gleich den Weg Richtung Wald ein und uns entschwanden so ihren Blicken. Die Sozialdemokraten von Sonnberg sorgten dafür, dass die Partisanen uns nicht verfolgten. Das hatte wahrscheinlich auch Vater vorher gerichtet.

Im Wald, wir waren ja noch nicht in Österreich, zogen wir die Schuhe aus und gingen in Strümpfen, um möglichst leise zu sein. Als wir den Grenzstein erreicht hatten, atmeten wir auf. Wir waren in Österreich und der Willkür der

Partisanen entronnen. Nun war es nicht mehr wie bis Pyhrabruck. Unser Ziel war beim „Chorherrn“, einer weitschichtigen Verwandtschaft. Dorthin hatte Vater ja schon unser Ochsenpaar und den vollbeladenen Wagen gebracht. Bei ihnen kamen wir am frühen Morgen an und erhielten Herberge. Allerdings war ihr Haus schon überfüllt mit Vertriebenen aus unserer näheren Umgebung. In der Stube lagen wir in der Nacht, wie Heringe geschichtet, auf dem Fußboden. Alle konnte die Stube nicht fassen. Viele hatten ihr Nachtlager auf dem Heuboden oder im Stall. Wir arbeiteten täglich auf dem Hof. Die Verpflegung wurde immer mehr ein Problem, als die mitgebrachten Vorräte zur Neige gingen und die Russen die Wasserversorgung untergraben hatten. Auch das Futter für die Tiere wurde knapp. Man hörte auch, dass die Tschechen dieses Gebiet noch nehmen würden. Nach 6 Wochen Bleibe zogen wir weiter. Uns schlossen sich 6 Sonnberger Familien an, die auch mit ihren Ochsespannen Richtung Mühlviertel zogen. In zwei Tagen schafften wir 80 Kilometer. Die alten Leute konnten diese Gehleistung nicht mehr erbringen, sie durften sich auf die Wagen setzen.

Bei Bauern fanden wir Unterschlupf für die Nacht und erreichten am 15. Oktober 1945 Unterrauchenödt, nördlich von Freistadt. Die Vierlingerleute nahmen uns auf ihrem Hof freundlich auf und wir trugen auch unseren Teil bei. Bei ihnen wurden wir wie Familienmitglieder behandelt. Da konnten wir manchmal unser Leid vergessen und die Sorge um den Bruder Franz. Von ihm hatten wir noch kein Lebenszeichen erhalten.

Sorgen um uns hatte sich auch schon mein Onkel, Pfarrer Johann Prinz, in Bach bei Schwanenstadt, Oberösterreich, gemacht. Er hatte schon an die Pfarrämter vom Waldviertel geschrieben, weil er uns dort vernutete. In der Zwischenzeit waren wir aber schon ins Mühlviertel aufgebrochen.

Vater schrieb vom Mühlviertel an ihm:

Bruder Franz, das konnten wir nicht wissen, war schon Mitte August gesund, nach all den Schrecken des Krieges nicht selbstverständlich, bei Pfarrer Prinz eingetroffen und arbeitete auf einem Bauernhof im Dorf. Als die beiden in Bach die Nachricht vom Verbleib der Restfamilie erhalten hatten, machte sich Bruder Franz auf, um uns in Rauchenödt aufzusuchen. Es war abends, die Stallarbeit war erledigt und wir schlossen das Tor. Plötzlich klopfte es. Auf die Frage, wer denn draußen sei, vernahmen wir die Stimme meines Bruders. Wir konnten es kaum fassen, dass er gesund war und uns gefunden hatte. Wir weinten und schluchzten, Leid und Freude hatten sich zusammengesellt. Franz überzeugte uns, dass eine Zukunft in Bach vorstellbar wäre. Pfarrer Prinz hätte schon bei einem Bauern, wo wir bleiben konnten, beim Eder in der Edt, vorgeschlagen.

Bis zum 1. Februar 1946 blieben wir in Rauchenödt. Schweren Herzens nahmen wir von den Vierlingerleuten Abschied, der Bauer wollte uns gar nicht fortlassen. Wir begaben uns auf die letzte Etappe, damals wussten wir das aber

noch nicht. Unser treues Ochsenpaar und den Wagen mussten wir verkaufen, denn die Tiere über die Demarkationslinie zu bringen, war unmöglich. Es war schon für uns Staatenlose nur mit einem Identitätsausweis ein großes Problem. Das Geld, das wir beim Verkauf der Ochsen bekamen, wurde kurze Zeit später bei der Geldentwertung zu nichts!

In einem geschlossenen Auto sind wir am 1. Februar 1946 bis Urfahr gefahren. Mit falschen Ausweisen, hilfsbereiten Menschen und schlotternden Knien überquerten wir die Donaubrücke von der russischen in die amerikanische Zone. Mit der Eisenbahn fuhren wir bis Schwanenstadt, die 6 km bis Bach legten wir zu Fuß zurück.

Beim Eder in der Edt hatte Onkel Pfarrer Prinz für uns vorgesprochen. Dort blieben Vater, Leni und ich als Landarbeiter. Die alten Ederleute (Großeltern von den heutigen Besitzern) waren besonders gut zu uns.

In der Wolfshütte, einem Nachbarort, waren die Einnehmerleute aus Buschendorf, einem Nachbarort von Sonnberg, untergekommen. Auch weitere Familien konnten in der näheren Umgebung bleiben. Der Einnehmer Hansi war beim Buher in Dienst.

Die Vertriebenen ließen keine Gelegenheit aus, um sich wiederzusehen. Nach den Gottesdiensten, oder am Sonntagnachmittag, konnten sie einander treffen und helfen, sich gegenseitig trösten und für die neue Woche stärken.

Bei diesen Treffen lernte ich meinen späteren Mann, den Einnehmer Hansi kennen.

Viele Sonnberger sahen aber bald hier keine Zukunft mehr, denn Arbeitsmöglichkeiten gab es nur in der Landwirtschaft. Sie packten wieder zusammen und suchten sich in Deutschland, meist in der Gegend großer Städte mit Industrie, einen neuen Anfang. Auch wir wollten mit. Beim Höllertischler wurde schon die Truhe für die Habseligkeiten bestellt. Sie wurde dann doch nicht gebraucht und steht heute in unserem Hausmuseum.

Die Trennung von der Heimat, den Wurzeln, den vertrauten Menschen, war lange Zeit ein tiefer Schmerz in der Seele. Vor allem auch deshalb, weil dieses Unrecht nicht zu begreifen ist. Dieses wird, obwohl es zum Himmel schreit, heute vermehrt, von vielen Politikern, leider auch so manchen unseren, zum Recht erklärt. (Benes Dekrete). Diese Tatsache macht nicht nur traurig, sondern auch zornig.

Dass die Trennung von der Heimat eine endgültige sein würde, das haben wir lange nicht glauben können. Kamen die Heimatleute zusammen, so war die am meisten überlegte Frage die nach der Heimkehr. Eine alte Frau fragte ihren Arzt: „Herr Dokta, kemma ma wieda hoam?“. „Ja, hoam kemma ma alle“, antwortete er.

Alle Vertriebenen hatten in ihrem leichten Gepäck vor allem ihre Tatkraft und ihren Fleiß, ihre Ausdauer und Beständigkeit mitgebracht. Alles Eigenschaften,

die ihre Vorfahren vor Jahrhunderten gebraucht hatten, um damals in dem Land, das sie rodeten, Fuß zu fassen. Diesen Fleiß der Vertriebenen, der auch am Aufbau des Landes Oberösterreich einen erheblichen Anteil hat, erwähnen sogar Politiker immer wieder.

Viele Vertriebene haben sich bald in der neuen Heimat eine neue Bleibe geschaffen und sich neu eingerichtet.

Und noch etwas: Sie hatten ihren christlichen Glauben mitgenommen, der ihnen half, so viel Unrecht zu ertragen. Sie wussten sich von Gott geborgen, der ihnen Zuversicht gab, mit seiner Zusage, dass er sie nicht verlässt und letztlich alles zum Guten führen werde. Bereichernd war es z.B. auch für die Diözese Linz und viele Pfarren, dass aus dem Sudetenland so viele praktizierende katholische Christen, Priester und Klosterschwestern herkamen und letztere hier wirkten.

Viele der Vertriebenen, vor allem die alten Leute, waren wohl körperlich in einer neuen Heimat, die Seele aber blieb Jahre, wenn nicht Jahrzehnte in der alten zurück. Sie sehnte sich in die Geborgenheit von Haus, Dorf, Pfarre, zu den vertrauten Plätzen, zu den Menschen. Heimweh ist ein schlimmer Schmerz, es zernagt die Seele. Je älter die vertriebenen Menschen waren, desto schlimmer war es. Einen alten Baum ausreißen und wiedereinsetzen, das gelingt auch sonst kaum.

Als es möglich war, das war ab 1960, trieb die Sehnsucht zu einem Besuch in die Heimat. Davon zu berichten, würde den Rahmen sprengen.

Soviel sei nur gesagt: War auch die erlebte Enttäuschung noch so groß, vieles war verwüstet, unauffindbar, ganze Dorfzeilen gesprengt, das Glücksgefühl, die Heimat wiedergesehen zu haben, ihre Luft geatmet zu haben, überwog.

Aufgeschrieben September 2005, Berta Schweighofer, Steffla Berta von Sonnberg, Kreis Kaplitz